

Das Auge als Richter

Zu Unrecht in Vergessenheit geraten, von Claus Zittel neu übersetzt und kommentiert: Descartes' »Die Meteore«

Descartes' »Die Meteore« ist nahezu unbekannt, was nicht zuletzt an seinem aus heutiger Sicht ungewöhnlichen Gegenstandsreich liegt. Als »Meteore« wurden in der frühen Neuzeit alle Phänomene bezeichnet, die sich »in der Luft in der Schwebelage befinden« (meteoros). »Die Meteore« handelt nicht von Meteoriten, sondern ist eher als ein historischer Vorläufer unserer heutigen Meteorologie zu betrachten. Unter Meteoren versteht Descartes Phänomene wie Sternschnuppen, Kometen, Regenbögen, Gewitter und Wolken, die in der aristotelisch geprägten mittelalterlichen und früh-neuzeitlichen Terminologie als Ereignisse der sublunaren Sphäre angesehen wurden. Hier kommen den Dingen – im Gegensatz zur ewigen supralunaren Sphäre – vergängliche und »unperfekte« Eigenschaften zu.

Descartes beschäftigt sich in »Die Meteore« nach einigen methodologischen Vorüberlegungen (Diskurs 1) der Reihe nach mit Dünsten und Dämpfen (Diskurs 2), Salz (3), den Winden (4), den Wolken (5), Schnee, Regen und Hagel (6), Gewittern und Blitzen (7), dem Regenbogen (8), Koronen (9) und dem Erscheinen mehrerer Sonnen (Nebensonnen) (10). Bereits in den ersten Diskursen zeigt sich Descartes als überaus genauer Naturbeobachter, der seine Schlussfolgerungen auf eine Vielzahl von Beobachtungen stützt.

Im Text wird dies durch (von Descartes selbst angefertigte) Zeichnungen illustriert, welche die Phänomene modellhaft wiedergeben sollen. Claus Zittel, der das Buch kommentiert und herausgegeben hat, vertritt in seiner Einleitung zu »Die Meteore« unter anderem deswegen die These, dass Descartes zumindest in diesem Werk von einer rationalistischen Begründung des Wissens absieht; also von einer sinnenfeindlichen auf allgemeinen Prinzipien begründeten Wissenschaft. Hierzu scheinen einige Bemerkungen aus »Die Meteore« tatsächlich zu passen; am auffälligsten vielleicht: »Die Augen sind die sichersten Richter.«

Im sechsten Diskurs beschreibt Descartes zunächst unterschiedliche Typen von Schnee und Hagel und stellt sie dann in kunstvollen Zeichnungen dar. Immer wieder verweist er hierbei auf seine Erfahrung: »Damit Sie aber nicht denken, das, was ich hier rede, sei bloße Meinung, will ich ihnen von einer Beobachtung berichten, die ich im vergangenen Winter 1655 gemacht habe«. Im Folgenden beobachtet (schon oben »beschreibt«) Descartes verschiedene Formen von Hagel, woraus er schließlich Schlussfolgerungen über den Aufbau und die Struktur dieser Formen zieht. Solche Textstellen in »Die Meteore« stellen sicherlich zumindest auf den ersten Blick das klassisch-rationalistische Descartes-Bild auf den Kopf.

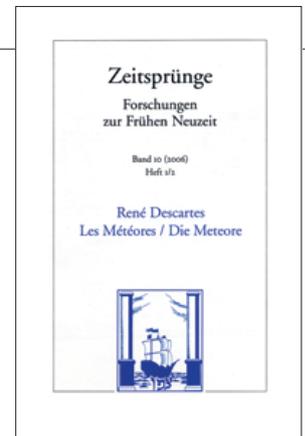
Im achten Diskurs beschäftigt sich Descartes mit der Entstehung des Regenbogens. Hierbei ist zunächst die Nähe zu einer Experimentalwissenschaft – ähnlich wie bei Bacon oder Galileo Galilei – bemerkenswert. Zu Beginn wird festgestellt, dass sich die Farbwahrnehmung bei einem variierenden Winkel der Lichtreflexion auf Wassertropfen verändert. Dann schlägt Descartes vor, »einen sehr großen Tropfen zu machen, um ihn besser studieren zu können«. Gemeint ist ein Experiment, bei dem »[...] Wasser in eine vollkommen runde und sehr durchsichtige Glasphiole« gegossen wird. Unter diesen (modellhaften) Bedingungen können Winkel und Abstände genauer berechnet werden. Das Bild zu diesem Experiment ist besonders erwähnenswert, weil Descartes hier mit Parabeln eine geometrische Abbildung des Verhältnisses zwischen Lichtreflexen und Beobachter vornimmt. Belegt dies nicht auch, dass Zittels These von Descartes' Abkehr vom Rationalismus zu stark formuliert ist?

An dieser und in vielen anderen Abbildungen verwendet und visualisiert Descartes geometrische Verfahren. Es wäre daher durchaus eine Überlegung wert, ob die sinnlichen Beobachtungen für Descartes (auch in »Die Meteore«) nur am

Anfang stehen, während Erkenntnis und Gewissheit einer geometrischen Überprüfung standhalten müssen.

Dieser kritische Punkt ändert allerdings nichts an der hervorragenden Qualität sowohl der Übersetzung als auch von Zittels Kommentar. Seine Einleitung ist instruktiv und erhellend und enthält eine interessante, kontrovers zu diskutierende These, die zumindest in der historischen Descartes-Forschung Relevanz hat und zu Kritik anregt.

Descartes
Die Meteore (Les Météores)
 übersetzt und kommentiert
 von Claus Zittel,
 Verlag Vittorio Klostermann,
 Frankfurt 2006,
 erschienen in der Reihe
 »Zeitsprünge«, Forschungen
 zur Frühen Neuzeit,
 Band 10 (2006),
 ISBN-10: 3465034511,
 339 Seiten,
 32 Euro.



Der aus dem Altfranzösischen ins Deutsche übersetzte Text liest sich sehr flüssig. Zittel, der als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Frankfurter Forschungskolleg »Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel« gemeinsam mit Wolfgang Detel das Projekt »Descartes und sein wissenschaftlicher Kontext« leitet, gelingt es vor allem, Descartes' anschauliche und eloquente Ausdrucksweise zu übertragen.

Descartes' »Die Meteore« ist ein bereichernder und unbedingt lesenswerter Text, der – hierin ist Zittel sicher zuzustimmen – zu Unrecht in Vergessenheit geraten ist. Philosophen, Historiker, Wissenschaftshistoriker und -theoretiker, Kulturwissenschaftler sowie naturwissenschaftlich und historisch interessierte Leser können von der Lektüre dieses in zumindest einer Hinsicht typischen Descartes-Textes profitieren: »Die Meteore« ist von glänzender Klarheit und sprachlicher Eleganz, die philosophische Texte (vor allem heute) oft vermissen lassen. ♦

Die Rezensentin
Alexander Bagattini ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Philosophie der Johann Wolfgang Goethe-Universität und arbeitet zurzeit an einer Doktorarbeit in der Erkenntnistheorie.

Rettet unser Klima!

Preisgekröntes Sachbuch erläutert den Klimawandel

Als im Januar der Orkan Kyrill in weiten Teilen Europas wütete, geriet auch im Rhein-Main-Gebiet das alltägliche Leben aus den Fugen. Kindergärten, Schulen, Universitäten und Betriebe wurden frühzeitig geschlossen. Wer mit der Bahn nach Hause fahren musste, erlebte das wahre Chaos, denn zahlreiche Züge fielen aus. Wurden wir alle zu Zeugen einer direkten Auswirkung des Klimawandels?

Gewohnheiten zu ändern, etwa den Verbrauch der fossilen Brennstoffe drastisch zu reduzieren. Für »Wir Wettermacher« erhielt Tim Flannery 2006 den Corine-Futurepreis. Dieser internationale Literaturpreis wird seit 2001 auf Initiative des Landesverbands Bayern im Börsenverein des Deutschen Buchhandels und unter der Schirmherrschaft des bayrischen Ministerpräsidenten verliehen.

Welt kennenlernen werden. Wenn Flannerys Prognose stimmt, wird sich unsere Erde in diesem Jahrhundert noch um 1,1 Grad erwärmen. Im ungünstigsten Fall – wenn keine entscheidenden Gegenmaßnahmen eingeleitet werden – könnte der Temperaturanstieg sogar bis zu drei Grad betragen. Letzteres hätte zur Folge, dass zum Beispiel der Gipfel des höchsten Bergs Neuguineas – Puncak Jaya – abschmelzen wird.

Tim Flannery
**Wir Wettermacher –
Wie die Menschen
das Klima verändern
und was das für
unser Leben auf der
Erde bedeutet**

S. Fischer Verlag,
Frankfurt am Main
2006, ISBN
3-10-021109-5,
397 Seiten,
19,90 Euro.



In seinem Buch mit dem provozierenden Untertitel »Wie die Menschen das Klima verändern und was das für unser Leben auf der Erde bedeutet« verdeutlicht Tim Flannery, in welchem Ausmaß die Menschen zum Klimawandel beitragen. Durch die Verbrennung von fossilen Energieträgern sowie Brandrodung im großen Maßstab hat sich

die Temperatur der Atmosphäre in den vergangenen hundert Jahren um durchschnittlich 0,7 Grad erhöht. Armut und Unwissenheit tragen dazu bei, dass der Regenwald, die grüne Lunge unserer Welt, weiter abgeholzt wird. Der vermehrte Ausstoß von Treibhausgasen, besonders von Kohlendioxid, CO₂, trägt zur rasanten Erwärmung der Atmosphäre bei. Tim Flannery verweist darauf, dass 56 Prozent allen Kohlendioxids, das von Menschen freigesetzt wurde, »direkt wie indirekt« rund 80 Prozent der globalen Erwärmung verursacht.

Die Intention seines Buches ist klar: Flannery möchte wachrütteln und zum Umdenken anregen. Ausführlich und an vielen Beispielen erklärt er seinen Lesern das derzeitige Wissen über die Ursachen und Zusammenhänge des Klimawandels. Der Autor entwirft verschiedene Szenarien, so zum Beispiel eine Vorausschau auf die künftige Entwicklung des Myrmidon Reefs bis in das Jahr 2050, in dem es wahrscheinlich nur noch ein blasses Stummelriff sein wird. Oder er diskutiert die Frage, ob unsere Nachfahren noch die Gletscher unserer

Welt kennenlernen werden. Wenn Flannery prognostiziert, dass die Goldkröte nicht das einzige Tier sein könnte, das unsere Nachkommen nicht mehr kennenlernen werden. Ein Kapitel des Buches widmet sich dem Kyoto-Protokoll. Der Autor erläutert, dass bereits 1985 das Ausmaß der drohenden Erderwärmung erstmals glaubwürdig abgeschätzt wurde. Allerdings dauerte es zwölf Jahre, bis die Unterzeichner der Klimakonvention ein neues Einvernehmen herstellen, wie die Emissionen reduziert werden sollten, und weitere sechs Jahre, bis Ende 2004 genügend viele Staaten den Vertrag ratifizierten und ihn damit wirksam machten. Flannery kritisiert in diesem Kapitel, dass allein 19 Jahre vergingen, bis aus den ersten Warnsignalen die inzwischen mehr als fälligen Konsequenzen gezogen wurden.

Die Botschaft: Wir Menschen sind inzwischen selbst zu Wettermachern geworden und als solche für die Erderwärmung mitverantwortlich. Das ist aber kein Grund zum Verzagen, denn wir könnten auch einen großen Teil dazu beitragen, unseren blauen Planeten zu schützen. ♦

Werden wir weiterhin solche Unwetter erleben? Müssen wir uns Gedanken um unsere Zukunft machen?

Wer Tim Flannerys Buch »Wir Wettermacher« gelesen hat, wurde von dem Orkan Kyrill nicht allzu sehr überrascht. Neueste Forschungsergebnisse über den Klimawandel sagen eine Zunahme solcher extremer Wetterereignisse voraus. Doch bisher ereigneten sie sich weit weg von der eigenen Haustür, so dass Besorgnis über die Erderwärmung allenfalls auftrat, wenn ein Sommer ungewöhnlich heiß war, wie 2003, oder im Winter der Schnee ausblieb. Der bekannte australische Biologe und Zoologe Tim Flannery, der neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit das australische Parlament in ökologischen Fragen berät, will mit seinem Buch aufrütteln. Es ist ein Aufruf, unsere

Die Rezensentin

Jessica Kuch studiert Germanistik und Psychologie an der Universität Frankfurt. Sie arbeitete als studentische Hilfskraft im Eventmanagement der Abteilung Marketing und Kommunikation und ist seit 2006 Redakteurin des Multimediasystems der Universität Frankfurt.

Vom Ursprung und Zweck des Universums

Eine Reise an den Nullpunkt der Zeit

Zeit« gehört zu den schwierigsten Themen der Physik und der Philosophie. Augustinus bemerkt in den »Bekennnissen«: »Was also ist die Zeit? Wenn niemand mich danach fragt, weiß ich es; wenn ich es jemandem auf seine Frage hin erklären soll, weiß ich es nicht.« Wir gelangen, wenn wir über die Zeit nachsinnen, an die Grenzen des Verstehens und der Sprache. Dies umso mehr, wenn damit auch Aufschluss über die Entstehung und den Zweck des Universums gegeben werden soll.

Peter Eisenhardt, Dozent am »Institut für Geschichte der Naturwissenschaften« in Frankfurt, unternimmt eine Reise an den Nullpunkt der Zeit, um die letzten Geheimnisse des Universums zu lüften. Er behandelt physikalische Modelle der Zeit, die jedoch allesamt von fundamentalen philosophischen Überlegungen begleitet werden, denn laut Eisenhardt ist Physik ohne philosophische Reflexion blind. Somit stellt sein Buch eine Verbindung von Physik und Philosophie dar – eine Verbindung, die in der neuesten Literatur zur Zeit-Problematik selten zu finden ist.

Die Grundfrage des Autors lautet: »Wie und warum ist das Universum entstanden?« Diese Frage kann nur dann beantwortet werden, wenn geklärt ist, wie die Zeit entstand. Das Universum besitzt offenbar einen tieferen Ursprung, eine Struktur, welche die Zeit erzeugt hat. Vor diesem Hintergrund diskutiert Eisenhardt die wichtigsten Modelle der Zeit, zunächst die klassischen von Aristoteles und Newton, sodann die Relativitätstheorie und vor allem die unterschiedlichen Varianten der Quantentheorie, insbesondere die String- und die Looptheorie, die »am weitesten entwickelten Kandidaten für eine fundamentale Theorie der Natur«.

Für die Bestimmung der Zeit ist seit Aristoteles der Begriff der Bewegung von zentraler Bedeutung. Zeit ist nicht identisch mit Bewegung, sondern etwas »an ihr«, nämlich ihre messbare Größe. Gemäß der Relativitätstheorie Einsteins ist die Zeit bewegungs- oder

wegabhängig, was in der Physik als »Relativierung der Zeit« bezeichnet wird. Zeit ist die Dauer der messbaren Bewegung. Der Autor stellt die fundamentale Frage, ob Bewegungen vorkommen, die zeitlos sind, denn »vor« der Zeit kann es keine Zeit »gegeben haben«, wohl aber einfache Bewegungen. Die Vorstellung der »Zeit vor der Zeit« ist sinnlos und bezieht sich nur auf die »projektive Fortsetzung einer äußeren Parameterzeit hinter dem Urknall«. Also muss die Zeit aus einem zeitlosen Grundzustand des Universums »entstanden« sein.

Eisenhardt zufolge muss man sich die zeitlose Bewegung zunächst als einen chaotischen Zustand vorstellen. An dieser Stelle rekurriert er auf Platon: Der Himmel und die Welt entstanden nicht aus dem Nichts, sondern aus einer ungeordneten, chaotischen und richtungslosen Bewegung: dem Werden. Nach Platon wird die Zeit mit der Bewegung der Planeten erschaffen, die auch als das Maß der Zeit fungieren. Die Ordnung wird der Welt von dem Weltschöpfer (Demiurgen) aufgeprägt. Erst wenn sich Bewegung ordnet, entsteht Zeit. Die Struktur des Grundzustands ist so einfach, dass dessen Bewegung keine Zeit aufweist. Zeit kann daher nur das Ergebnis einer Entwicklung vom Einfachen zum Komplexen sein.

Da aus einem Zustand der Ruhe nichts erzeugt werden kann, darf der Grundzustand auch nicht statisch sein. Der Autor nimmt deshalb eine Dynamik an, die Zeit aus dem Grundzustand erzeugt. Diese Urdynamik bestimmt der Autor als zeitlose Bewegung.

Zeit zeichnet sich durch das Auftauchen neuer Dinge, Eigenschaften und Ereignisse, kurz: durch Emergenz, aus. Dabei ist immer die Emergenz von Komplexität gemeint: Zeit entsteht immer dann, wenn sich einfache zeitlose Bewegungen zu komplexen Bewegungen zusammenfügen.

Wie kann man sich die Entstehung der Zeit plastisch vorstellen? Ursprünglich bestehen geometrische Punkte (zeitlose Dynamiken), die sich zu Schlaufen zusammenfü-

gen. Diese Schlaufen verweben sich und bilden damit komplexe Gebilde wie Quarks oder Partonen der Stringtheorie. Erst die Zusammenfügung der Schlaufen erzeugt einen physikalischen Zustand: die Raumzeit. Zeit webt sich. Somit wird die Metapher vom Webstuhl der Zeit für uns vollends verständlich.

Eisenhardt fragt abschließend, warum das Universum entstanden ist. In Anlehnung an Lee Smolin wendet er die Evolutionstheorie auf die Entwicklung von Kosmen innerhalb eines Multiversums (ein



Universum, das aus quasi unendlich vielen Paralleluniversen besteht) an. Das Multiversum reproduziert sich durch schwarze Löcher, aus denen sich »Babykosmen« bilden, die zu »Erwachsenenkosmen« heranwachsen, um weiterhin andere »Nachfahren« zu zeugen. Der Zweck des Universums liegt letztlich in der Erhöhung der Komplexität, die dieser Prozess zur Folge hat. Mit der Vorstellung der natürlichen Auslese von Kosmen wie auch mit den anderen von Eisenhardt vorgestellten Ideen, Modellen und Problemlösungen sind wir im Nachdenken über die letzten Geheimnisse des Universums einen wichtigen Schritt vorangekommen. ◆

Der Rezensent

Dr. Alexander Ulfig, Philosoph und Soziologe, arbeitet zurzeit als freier Autor in Frankfurt am Main. Er veröffentlichte unter anderem »Die Überwindung des Individualismus« (2003) und »Große Denker« (2006).

Identität zwischen Selbstverständnis und Fremdzuschreibung

Auf Spurensuche in Biografie und Werk jüdischer Sozialwissenschaftler

Auf die Frage, ob er sich selbst eher als Deutschen oder als Juden ansieht, antwortete Norbert Elias einmal: Beides konkurriert nicht miteinander. Dies könnte als Devise dieser Studie dienen, die der interessanten Frage nachgeht, wie sich die soziokulturelle Herkunft und das wissenschaftliche Werk von Sozialwissenschaftlern im biografischen Einzelfall verbinden. Der Akzent liegt auf dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts – jener Zeitspanne, in der sich die Soziologie als Wissenschaft durchsetzen konnte, die aber zugleich für die Juden in Europa zur Schicksalsepoche werden sollte. Die sieben von Ama-

lia Barboza und Christoph Henning zeigt sich, dass der Nachruhm häufig durch unkontrollierbare Ereignisse beeinflusst wird. Der Philosoph und Publizist Theodor Lessing, auch er ein deutsch-jüdischer Außenseiter im Gelehrtenspektrum, hat gerade in jener Zeit, für die dieses Buch maßgeblich ist, von den »Komödien des Ruhmes« gesprochen, die über Reputation und Vergessen entscheiden.

Die politische und gesellschaftliche Bruchstelle, die der Anstieg des Nationalsozialismus darstellte, hat die meisten dieser Wissenschaftler zur Flucht in die Emigration gezwungen. Das kulturelle Fundament, auf das sich – zum Teil schon gegen gravierende Widerstände – Forschung und Leben bis dahin gestützt hatten, fiel endgültig in den Abgrund. Für viele, die von der gewaltsamen Ausgrenzung betroffen waren, war dieses Fundament aber nicht zwingend identisch mit ihren jüdischen Wurzeln. Einige Sozialwissenschaftler bauten eine Beziehung zum Judentum erst infolge dieser einschneidenden Erfahrung auf. Von Marie Jahoda, die später in New York lehrte, ist der Satz überliefert: »Wenn es keinen Hitler gegeben hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht so bewusst jüdisch, wie ich es bin.«

Den Ausgangspunkt bildet die Überlegung, ob die Zugehörigkeit zum jüdisch-intellektuellen Milieu als Vorausbedingung für die Affinität zur Sozialwissenschaft gelten darf – eine Frage, die seit geraumer Zeit kontrovers diskutiert wird. Gibt es für die spezifische Konstellation, jüdisch und zugleich »soziologisch aktiv« zu sein, feststehende Schlüsselbedingungen? Zu Recht weisen die Herausgeber darauf hin, dass entsprechende Zuschreibungen (als Rekonstruktionen historischer Verhältnisse) nicht automatisch mit dem Selbstverständnis der betroffenen Wissenschaftler zusammenfallen – und ihm mitunter sogar widersprechen. Bei Konstruktionen des »Typischen« ist stets Skepsis angebracht; umso plausibler ist es, sich dem Thema in Einzelstudien anzunähern.

Ein Beispiel aus der heterogenen Auswahl bildet der heute nahezu vergessene Gottfried Salomon-Delatour. In den 1920er Jahren ein namhafter Protagonist der soziologischen Szene, der bei Georg Simmel promoviert hatte, zählte er seinerseits Adorno und Horkheimer, die Köpfe der späteren »Frankfurter Schule«, zu seinen Hörern. Seine Beschäftigung mit dem Judentum kreist um die »Rationalisierungen« des jüdischen Selbstverständnisses. Salomon-Delatour entwickelt das Motiv eines »neuen Standortes«, der politische und kulturelle Fragen auslotet, ohne damit – wie es andernorts geschieht – dem Topos der jüdischen »Standortlosigkeit« zu verfallen. Die exemplarische Studie über Leben und Werk dieses »Juden im Denken«, wie er sich im Pariser Exil nannte, verschweigt nicht die Ironie, dass gerade dieser um Differenzierung bemühte Soziologe in zeitgenössischen Nachrufen stereotypisch »judaisiert« wurde.

Gemeinsam ist den Beiträgen des Bandes, dass sie zeigen, wie eng die selbstbewusste Abgrenzung gegen die religiöse Tradition mit einem aktiven Engagement verbunden sein kann, das diese Distanzierung partiell wieder aufhebt. Bei Albert Salomon drückt sich die – in soziologische Theorie gegossene – Rückkehr zu den persönlichen Wurzeln recht deutlich aus, während Freud zeitlebens sein jüdisches Erbe weder verleugnete noch pflegte. Hannah Arendt schließlich hat ihren Absprung von der Tradition damit begründet, dass Judentum und Deutschtum keine Einheit bilden; damit wurde das Jüdisch-Sein für sie wider Willen doch zum Nationalitätsersatz.

Den beiden Autoren gelingt es, den Zwang zur veränderten Identitätswahrnehmung von Wissenschaftlern im Brennpunkt der beiden Leitmotive Judentum und Soziologie nachzuzeichnen. Wertvoll und nützlich ist dieses Buch damit nicht nur für die Sozialwissenschaft, sondern auch für die Geschichtsschreibung der Wissenschaft.



Amalia Barboza, Christoph Henning
Deutsch-jüdische Wissenschaftsschicksale – Studien über Identitätskonstruktionen in der Sozialwissenschaft
 Transcript Verlag, Bielefeld 2006, ISBN 3899425022, 288 Seiten, 28,80 Euro.

lia Barboza und Christoph Henning edierten Beiträge bieten Einblicke in das Selbstverständnis und die Identitätsfindung jüdischer Wissenschaftler. Die Analysen widmen sich sowohl bekannten Akteuren wie Sigmund Freud und Hannah Arendt als auch weniger prominenten Persönlichkeiten. Mit Karl Mannheim ist ein Soziologe vertreten, der frühzeitig feststellte, dass die Distanz zu seinem persönlichen Lebenshintergrund die Neigung zur Soziologie beförderte. Er lehrte bis zu seiner Emigration im Jahr 1933 an der Universität Frankfurt und hat mittlerweile den Status eines Klassikers.

Es ist verdienstvoll, dass vermeintliche »Randgestalten« wie Albert Salomon, Marie Jahoda oder Bruno Bettelheim ebenfalls in den Fokus geraten. An ihren Biografien

Der Rezensent

Dr. Thorsten Benkel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Gesellschaft- und Politikanalyse der Universität Frankfurt.

Wie weit Anekdoten wandern

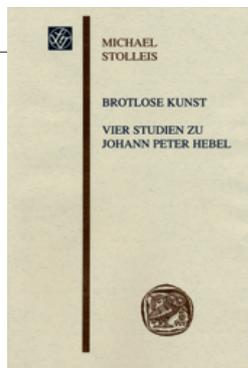
Stolleis spürt mit philologisch-historischem Scharfsinn den Quellen von Hebels Geschichten nach

Johann Peter Hebel hat das Genre der »Kalendergeschichten« nicht erfunden, aber seine sind mit Sicherheit die schönsten, berühmtesten und obendrein erfolgreichsten – mit einer Auflage von 50 000 Exemplaren. Wie kein anderer verstand er es meisterhaft, kleine Begebenheiten und Beobachtungen zu kurzen Geschichten zu verdichten. Es ist sicher kein Zufall, dass die unterhaltenden und unaufdringlich belehrenden Miniaturen schnell in die Lesebücher ein-gingen und sich dort bis heute gehalten haben. Es wäre aber ein grobes Missverständnis, Hebels Kalendergeschichten, die seit 1811 bis heute immer wieder im »Schatzkästlein« zusammengefasst und gedruckt werden, als »Jugendliteratur« einzustufen. Den erzählerischen Charme, die subtilen Anspielungen auf das Zeitgeschehen und die feine Ironie vieler Geschichten entdecken wahrscheinlich erst erwachsene Leser vollständig.

Hebel (1760–1826) war seit 1798 Gymnasiallehrer in Karlsruhe und seit 1808 Direktor des Gymnasiums. Neben seiner Tätigkeit als Lehrer arbeitete er am Kalender für den lutherischen Teil der Markgrafschaft Baden mit. 1807 übernahm er die Redaktion des Kalenders, der von 1808 bis zum Verbot 1815 als »Rheinländischer Hausfreund« erschien. Erst 1819 konnte er wieder gedruckt werden. Der Frankfurter Rechtshistoriker Stolleis ist ein Liebhaber und Bewunderer der bis heute erfolgreichen »Kalendergeschichten«, aber auch ein akribischer Wissenschaftler, der mit detektivischem Spürsinn und philologisch-historischem Scharfsinn den Quellen von Hebels Geschichten nachspürt.

Was das bedeutet, demonstriert Stolleis souverän an der Geschichte, die der Publikation den Titel gegeben hat. Die Geschichte über die »brotlose Kunst« aus dem Jahr 1808 lebt von der Konfrontation eines Mädchens und eines Tagediebs, die scheinbar dasselbe tun, aber unterschiedlich behandelt werden. Das Mädchen arbeitet in einer Nadelfabrik und verdient sich nebenbei etwas hinzu, indem es Haare von Besuchern mit einer Nadel aufspießt

und daraus eine »artige Schleife« formt. Diese Beschäftigung erscheint als unsinnig, trägt aber dem Mädchen etwas ein. Der Tagedieb spielt sich als »Linsenschütz« auf, das heißt, er wirft Linsen aus »einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr«. Der Papst, dem er das Kunststück vorführt, bezahlt ihn – allerdings nur mit einem Säcklein Linsen und dem Rat, diese zu benutzen, um »in seiner Kunst noch ferner üben und immer größere Fortschritte« machen zu können.



über seine Wörterjagd, dass die biblische Redeweise vom Kamel, das eher durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher in den Himmel gelange, wahrscheinlich auf einer falschen Schreibung beruht. Statt des griechischen Wortes »kámelos« sollte es wohl heißen »kámilos« – und das bedeutet nicht »Kamel«, sondern »Schiffstau«.

An der ziemlich weiten Reise der Hebelschen Anekdote vom reichen Advokaten, der sein beträchtliches Vermögen dem »Narren- oder Toll-

Michael Stolleis
Brotlose Kunst. Vier Studien zu Johann Peter Hebel

(Sitzungsberichte der wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Bd. XLIV, Nr. 2), Stuttgart 2006, ISBN 13: 978-3-515-08916-6, Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2006, 19 Euro.

Zweierlei Lohn für zweierlei Art »brotloser Kunst«.

Hebel hat die Geschichte nicht erfunden, und Stolleis sucht, wo er sie gefunden haben könnte. Auf dieser Jagd landet er bei Gottfried August Bürger, der die Geschichte mit den Linsen schon 1789 erzählte. Aber die Spur führt ihn vorwärts und rückwärts zu Hegel, Hamann, Leibniz, Montaigne und Nietzsche – um nur einige Stationen zu nennen – und schließlich bis zum Rhetoriker Quintilian, der um 96 n. Chr. in Rom gestorben ist und die Geschichte mit den Linsen und dem Nadelöhr wohl erstmals erzählt hat. Bei Quintilian sind es Kichererbsen, bei anderen Autoren Wickensamen, Erbsen, Hirse, Gersten- oder Weizenkörner, und an die Stelle des Papstes tritt Alexander der Große. Das alles belegt, wie weit Anekdoten wandern, sich verändern, aber dabei ihre Kernsubstanz behalten. Stolleis: »Brotlose Künste oder mechanische »zweckfreie« Fertigkeiten« sollen »der Lächerlichkeit« preisgegeben werden. Ganz nebenbei lernt man in Stolleis' amüsantem Bericht

haus« vermachte, weil es letztlich von prozesswütigen Narren stamme, zeigt Stolleis, wie subtil Hebel aus einem bloßen Advokatenscherz eine wunderbare, nur sechs Zeilen lange Geschichte drechselte. Hebel will dem Leser nicht den lapidaren Lehrsatz – nur Narren prozessieren – einhämmern, sondern den »geneigten Leser« sachte zum Nachdenken anregen.

Als Aufklärer und Volkspädagogen porträtiert Stolleis Hebel mit dessen Geschichte »Des Adjunkts Standrede über das neue Maß und Gewicht«. Stolleis erklärt umsichtig und rechts- wie sozialhistorisch kenntnisreich, mit welchen Problemen ein junger Staat wie Baden 1810 bei der Vereinheitlichung von Maß-, Gewicht- und Münzeinheiten zu kämpfen hatte. Hebel selbst war stolz darauf, mit seiner Geschichte zur Modernisierung des Landes beigetragen zu haben. Stolleis' vier Studien zu Hebel verbinden Unterhaltsames und Lehrreiches in eleganter Sprache – mehr kann man von Wissenschaft wirklich nicht verlangen. ◆

Der Rezensent
Dr. Rudolf Walther
ist Historiker und arbeitete bis 1994 als Redakteur und Autor beim Lexikon »Geschichtliche Grundbegriffe«. Seither ist er freier Journalist und lebt in Frankfurt.

Woher kommen wir?

Neue Bücher zur Evolutionsbiologie

Wer sind wir? Woher kommen wir? Was wird in Zukunft aus uns werden? Diese drei Fragen gehören zu den treibendsten der Biowissenschaften und sind im Laufe der Jahrhunderte vielfältig und disparat diskutiert worden. Selbst im Jahr 2007 hält die Diskussion an – als Gegner derer, welche die 1859 publizierte Evolutionstheorie Charles Darwins vertreten, melden sich lautstark die Kreationisten zu Wort, die an die korrekte Wiedergabe der Lebensentstehung durch das biblische Buch Genesis glauben.

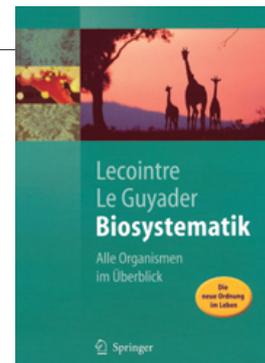
Von besonderem Interesse ist dabei stets die Evolution unserer eigenen Species, des *Homo sapiens*. Hier legt aktuell Thomas Junker, Professor für Evolutionsbiologie und Wissenschaftsgeschichte an der Universität Tübingen, eine mitreißend verfasste Synopsis aktueller Erkenntnisse in der Beck'schen Reihe vor, unter dem schlichten Titel **»Die Evolution des Menschen«**. Dabei fasst er nicht nur den Fossil-

weil vielfältig belegte Begründung der Evolution des Menschen, seiner Sexualität, Kultur und Gesellschaft sowie ein spannender Blick in unsere mögliche biologische Zukunft.

Junkers Buch zeichnet sich durch eine gut strukturierte Sprache, allgemein verständliche Formulierungen und eine klare, der Wissenschaftsgeschichte verpflichtete Argumentationsgenese aus, die zu bisweilen provokant anmutenden Denkanstößen führt. Beispielsweise, ob der Mensch überhaupt dazu fähig ist, »dauerhaft in den riesigen Verbänden der Zivilisation zu leben,« oder ob er sich als eigentliches Naturwesen, als in Wirklichkeit dritte Schimpansenart, mit der »Erfindung« von Kultur und Zivilisation nicht auf Dauer ein Bein gestellt hat. Durch Einschübe wie diesen bekommt der Band eine zusätzliche philosophische Dimension, die deutlich über die reine Vermittlung paläo-, molekular-, kommunikations- oder fortpflanzungsbiologischen Wissens herausgeht. Gerade bei wiederholter Lektüre lassen sich immer wieder neue Ansätze zur Reflexion des eigenen Daseins finden.

Einer der wenigen Aspekte, die Junker weitgehend ausklammert, ist allerdings die Stellung des Menschen im Gesamtsystem der Lebewesen. Was die aktuelle Forschung betrifft, beginnt er sofort auf der Ebene der menschenaffenähnlichen Primaten. Den Menschen in das Gesamtgefüge der Lebewesen von Blaualge bis Blauwal einzuordnen, dieser Aufgabe nimmt sich stattdessen in ambitionierter Weise der Band **»Biosystematik«** der Pariser Wissenschaftler Guillaume Lecointre und Hervé Le Guyader an. Es ist eindrucksvoll, wie sie es schaffen, auf knapp 700 Seiten ein übersichtliches, wenngleich grobes Bild der Verwandtschaftsverhältnisse aller rezent bekannten Organismengruppen zu zeichnen – von den übergeordneten Domänen der Bacteria, Archaea und Eucarya bis auf die Ebene ausgewählter Beispiellarten,

Guillaume Lecointre,
Hervé Le Guyader
Biosystematik
Verlag Springer,
Heidelberg 2006
ISBN 978-3-540-24037-2
696 Seiten,
39,95 Euro



wobei stets zu bedenken ist, dass viele Details noch der genauen Erforschung harren. Das Endprodukt stellt schließlich nicht nur einen einfachen Stammbaum dar, sondern liefert zu jedem beschriebenen Taxon auch Grundinformationen zu Körperbau, Ökologie und speziellen Merkmalen. Somit und nicht zuletzt wegen seiner hervorragenden, stilistisch gut aufeinander abgestimmten Illustrationen, wird der Band auch als Lehrbuch der speziellen Zoologie, Botanik und Mikrobiologie nutzbar.

Problematisch wird das Buch erst bei der genauen Lektüre, wobei nicht immer recht nachzuvollziehen ist, inwiefern hier auch Defizite des Lektorats beziehungsweise der Übersetzer hervortreten: Abbildungen wurden zum Teil falsch beschriftet, Fachtermini falsch illustriert (zum Beispiel wird ein Stör, kein Knochenhecht, als typischer Vertreter der Fischgruppe Ginglymoda angeboten), klar und sachlich formulierte Passagen stehen unvermittelt neben flapsig oder zu kompliziert geschriebenen. Ebenso fällt die teilweise Unkenntnis der deutschen Organismennamen auf (zum Beispiel wird der Geoffroy-Klammeraffe *Ateles geoffroyi* als Spinnenaffe bezeichnet, ein Name, der eigentlich der Gattung *Brachyteles* zukommt). Neben all diesen Details tritt schließlich noch eine konzeptionelle Schwäche zutage, begründet in dem Anspruch, einen Band sowohl für die universitäre Lehre als auch für den Gymnasiallehrer und interessierten Laien abliefern zu wollen. Es sollen also gleichzeitig mehrere Bedürfnisse befriedigt werden, von denen jedes streng ge-



Thomas Junker
Die Evolution des Menschen
Verlag C. H. Beck,
München 2006
ISBN 978-3-406-53609-0
127 Seiten,
7,90 Euro

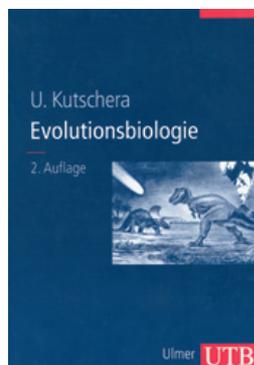
nachweis seit *Sahelanthropus*, dem mit zirka sieben Millionen Jahren ältesten der derzeit bekannten Frühmenschen, zusammen. Er belässt es auch nicht bei Betrachtungen zur heute anerkannten »Out of Africa«-Hypothese, nach der die Wiege der Menschheit in Afrika zu finden ist, oder zur Frage, warum es nicht der aufrechte Gang war, der den Mensch zu dem machte, was er heute ist. Junker gibt vielmehr auch den Gegenhypothese Raum, und es gelingt ihm ebenso der interdisziplinäre Brückenschlag hin zu den Kultur- und Geisteswissenschaften. So gelingen ihm eine glaubhafte,

nommen sein eigenes Vermittlungskonzept brauchte – mit dem Ergebnis, dass der Band für die Ansprüche der Laien und Lehrer tendenziell zu kompliziert sein dürfte. Es wird zuviel Wissen vorausgesetzt, das angesichts der aktuellen universitären Lehrkonzepte nicht mehr allgemein vermittelt wird. Wissenschaftler wie fortgeschrittene Studierende dürften indes von vornherein zu noch tiefer gehenden Werken greifen, so dass das Buch am besten bei Studierenden des Grundstudiums aufgehoben sein dürfte – vorausgesetzt, dass sie in der Lage sind, die vielen kleinen Fehler zu erkennen und die komplizierten Stellen richtig zu vereinfachen.

Dem Anspruch, Evolutions- und Biodiversitätsforschung auch dem interessierten Laien nahe zu bringen, kommt das detailreich gestaltete Lehrbuch »**Evolutionsbiologie**« des Kasseler Pflanzenphysiologen und Evolutionsbiologen Ulrich Kutschera sehr viel besser nach. Im Vergleich zu Lecointre und Le Guyader liegt hier zwar ein weniger perfekt gestaltetes Buch vor (so wurden die Illustrationen nicht einander angeglichen und hätten mitunter auch noch mal didaktisch überarbeitet werden können), doch wird dies durch die luzide, wenngleich manchmal etwas trockene Darstellung des Stoffes gut kompensiert. Gewissermaßen entstanden als »evolutionsbiologische Gegenschrift« zur »Intelligent-Design (ID)-Theorie« der Kreationisten beleuchtet Kutschera in zwölf Kapiteln die ganze Breite der Evolutionsbiologie – von Darwin bis zur Molekulargenetik, von der Paläobiologie über die chemische Evolution bis hin zu einer kritischen Auseinandersetzung eben mit besagter ID-Theorie. Sehr gelungen beispielsweise sind die Kapitel »Die synthetische Theorie der biologischen Evolution« oder »Paläobiologie: Rekonstruktion der Lebewesen der Vergangenheit«, welches sich unter anderem mit dem aktuellen Thema des Massenaussterbens beschäftigt. Wenn dabei bisweilen die Grenzen zu einem Lehrbuch der allgemeinen Biologie überschritten werden, rechnet man dies dem Autor gern als Entgegenkommen an, auch dem biologisch »nur« Interes-

sierten eine gute Verständlichkeit zu ermöglichen. Weiterhin fällt positiv auf, dass Kutschera seine Beispiele ausgewogen aus Botanik und Zoologie rekrutiert und dabei vieles zutage fördert, was sonst kaum einmal in evolutionsbiologischen Lehrbüchern angesprochen wird (beispielsweise die Evolution der Egel und die der fliegenden Fische). Ebenso ist Kutschera daran gelegen, die Pro- und Contra-Argumente der behandelten evolutionsbiologischen Konzepte sowie deren inhaltliche Entstehungsgeschichte darzustellen.

Allerdings finden sich auch in den Seiten der »Evolutionsbiologie« einige Nachlässigkeiten, darunter unglückliche Formulierungen und sachliche Fehler – ein Beispiel wäre das Männchen des Flaggensylphen-Kolibris *Ocreatus* (= *Spatura*) »underwoodi« im »gefiederten Prachtkleid«, ferner belegen die Makaken *Macaca*, dass Affen nicht »nur warme (tropische) Regionen der Erde bewohnen«, und dass es »gut dokumentiert« sei, »dass z.B. [...] Pinguine nach Norden hin an Größe zunehmen«, ist ebenso falsch wie die Behauptung, dass die Fledermäuse eine »relative formenarme Mammalia-Ordnung[...]« darstel-

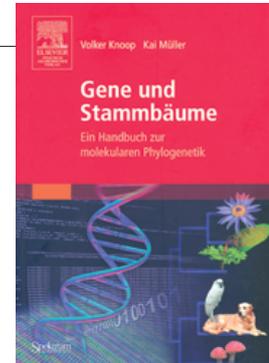


Ulrich Kutschera
Evolutionsbiologie
2. Auflage,
Verlag Eugen
Ulmer,
Stuttgart 2006
ISBN 978-3-
8252-8318-6
303 Seiten,
39,90 Euro

len. Schließlich finden sich die größten Pinguinarten *Aptenodytes forsteri* und *A. patagonicus* im Süden des Pinguin-Areals, und die Fledermäuse sind mit zirka 900 Arten keineswegs formenarm. Trotz allem stellt die »Evolutionsbiologie« ein Buch dar, das auch bei wiederholter Lektüre nicht langweilig werden dürfte, denn der Informationsgehalt ist so hoch, dass man ihn eigentlich nur in mehreren »Lesungen« völlig aufnehmen kann. Seinem Anspruch, Studierenden wie Interessierten einen kompetenten Überblick über Geschichte und Gegenwart der Evolutionsbiologie zu

geben, wird Kutschera im großen Bogen auf jeden Fall gerecht.

Wer nun, beispielsweise durch die Lektüre des Kutschera-Buchs, animiert sein sollte, noch mehr über das aktuelle Gebiet der molekularen Evolutionsforschung zu erfahren, dem sei abschließend der



Volker Knoop,
Kai Müller
**Gene und
Stammbäume**
Verlag Elsevier/
Spektrum,
München 2006
ISBN 978-3-
8274-1642-1
310 Seiten,
29,50 Euro

Band »Gene und Stammbäume« der Bonner – und das ist nicht zu überlesen – Botaniker Volker Knoop und Kai Müller nahegelegt. Zwar überzeugt er im Layout der Innenseiten am wenigsten von den hier vorgestellten Bänden, allerdings werden hier die molekularen Grundlagen des Lebens, das Basiswissen zu Evolution, Taxonomie und Phylogenetik sowie die wichtigsten Informationen über das Funktionieren molekularphylogenetischer Rekonstruktionsmethoden so knapp, präzise und humorvoll dargelegt, dass es eine Freude ist, das Buch zu studieren (wenngleich es manchem zu flapsig daherkommen dürfte). Der biologisch interessierte Laie wird zwar unter Umständen nach den Einleitungskapiteln aussteigen – jeder Studierende mit Interesse an der genannten Disziplin wird jedoch in den Methoden- und Statistikkapiteln all das erläutern finden, was man sich ansonsten im mühsamen Studium umfangreicher, englischsprachiger Software-Manuals selbst erarbeiten müsste. Sehr gut schließlich sind die jedes Kapitel abschließenden »Leseempfehlungen«.

Der Rezensent

Stephan M. Hübner ist kommissarischer Pressereferent der Universität Frankfurt und Doktorand am Fachbereich Biowissenschaften (Professur Roland Prinzinger). Seine Hauptinteressen liegen in den Bereichen Wissenschaftskommunikation, Tiergartenbiologie und Biodiversitätsforschung. Aktuelle wissenschaftliche Themen umfassen den Einsatz molekularbiologischer Methoden im Zootiermanagement, die Evolution und Erhaltungszucht von Rackenvögeln sowie naturwissenschaftliche Wissensvermittlung für Kinder.